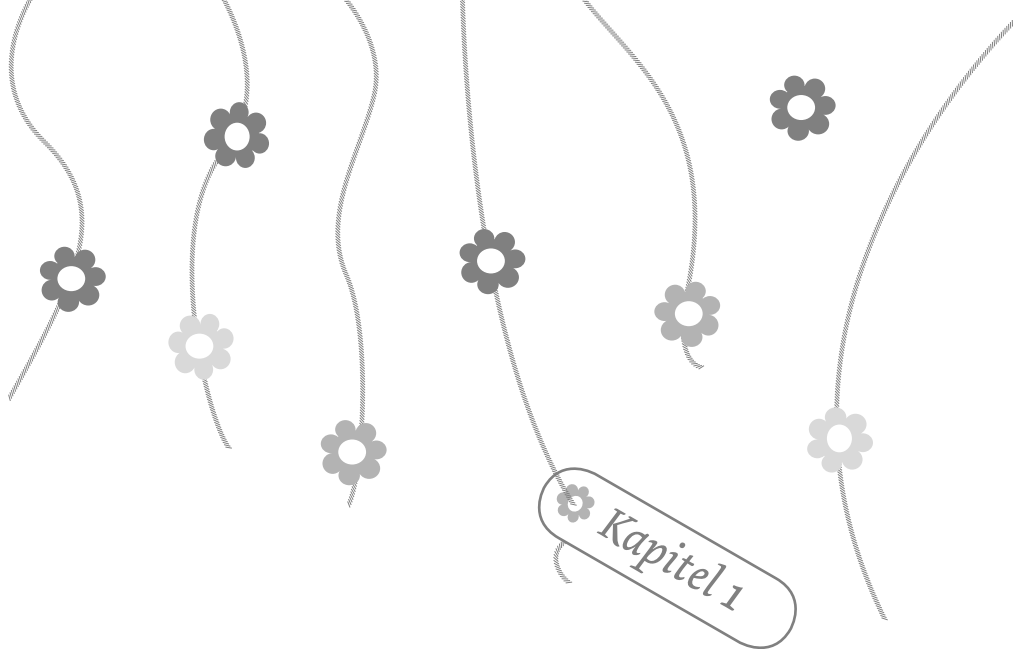


Sophia Bennett

Wie Zuckerwatte
mit
Silberfäden

Die erste Kollektion



Wir stehen im Atelier eines Modedesigners in Hoxton und bewundern uns im Spiegel. Das heißt, eigentlich soll sich Jenny in dem Kleid bewundern, das sie auf dem roten Teppich tragen wird. Was sie bestimmt auch tun würde, wenn sie darin nicht aussähe wie eine Kirschtomate. Edie und ich begleiten sie nur, aber der Spiegel nimmt die ganze Wand ein, und es ist schwer, sich nicht heimlich selbst anzusehen.

Bis auf den Spiegel ist das Atelier groß und leer. Lauter Backsteinwände und hohe Fenster und Kleiderstangen. Meine Mutter würde »Loft-Ästhetik« dazu sagen. Ich sage, es fehlen ein bisschen Liebe und ein paar Polstermöbel.

Im Spiegel begutachte ich meine Converse, die ich heute zum ersten Mal ausführe, nachdem ich sie mit Tipp-Ex aufgepeppt habe. Jetzt stehen ein paar gemäßigte französische Schimpfwörter drauf (und ein italienisches von meinem Brieffreund Marco). Ich kenne viel schlimmere. Ich fand sie lustig, und Jenny auch.

Edie steht natürlich über solchen Dingen. Aber meine Mutter, als ich heute Morgen die Treppe runterkam ... niemand würde glauben, dass sie früher Model war und HALB NACKT über den Laufsteg gegangen ist. Sie hätte mich gern so brav und intelligent wie Edie und möchte, dass ich eine Jugend habe, wie sie sie nie hatte. Dabei klingt die Jugend, die sie hatte, ziemlich aufregend.

Bei den silbernen Leggings bin ich mir nicht mehr ganz so sicher, obwohl sie eigentlich wunderschön sind. Zu Hause in meinem Zimmer haben sie geschmeidig und verführerisch gewirkt, aber hier im Licht des Ateliers sieht es aus, als ob ich gleich abhebe. Dafür ist das Samttop echt süß. Es war mal ein Kleid, doch ohne die Ärmel und den Rock ist es viel schöner. Und die fingerlosen schwarzen Spitzenhandschuhe dazu sind ein echtes Schmuckstück. Alles in allem bin ich ziemlich zufrieden mit meinem Outfit.

Edie versucht so zu tun, als würde sie sich nicht ansehen. Sie hat eine Modelfigur (im Gegensatz zu mir – ich komme nach meinem Vater, der Franzose ist, Gitanes raucht und praktisch Liliputaner ist), aber sie trägt immer nur knielange Röcke und Kate-Middleton-Blazer. Gäh. Wahrscheinlich könnte sie direkt nach der Schule Katalogmodel werden, aber nein, sie will lieber zu den VEREINTEN NATIONEN. Mum ist TOTAL beeindruckt.

Edie betrachtet verstohlen ihr Gesicht. Sie ist hübsch, auf diese blonde, mittelscheitelige Art. Hinter ihren stahlgrauen Augen ist das Superhirn nicht sofort zu erkennen. Sie überlegt, ob sie sich einen Pony schneiden lassen soll. Das überlegt sie schon seit fünf Jahren und ist immer noch zu keinem Ergebnis gekommen. Dann merkt sie, dass ich sie ansehe, und tut schnell so, als würde sie Jenny bewundern, was sie sofort verrät.

Jenny sieht im Moment nämlich überhaupt nicht bewundernswert aus. Ein reizendes Mädchen und meine beste Freundin, aber DIESES KLEID. Es steht ihr ganz und gar nicht. Und die Vorstellung, dass sie es nächste Woche bei der Filmpremiere anziehen muss ...

Jenny hat in den letzten anderthalb Jahren eine Menge geleistet. Sie hat sich von einer quirligen, sommersprossigen, lustigen Zwölfjährigen in eine vollkommen neue Version ihrer selbst verwandelt. Es fing damit an, dass sie Busen bekommen hat und eine ganze Kollektion von Pickeln im Gesicht. Außerdem hat sie in einem Actionfilm mitgespielt – mit Hollywoods heißestem Promipaar und DEM neuen Teenager-Sexgott. Nicht unbedingt das, wovon man träumt, wenn Busen und Pickel gerade sprießen. Und neuerdings hat Jenny Komplexe wegen ihrer Figur.

Vor fünfzig Jahren hätte sie genau im Trend gelegen. Sie hat in etwa die Größe und die Figur von Marilyn Monroe. Doch bei dem Magerwahn, der heute herrscht, findet sie sich zu dick und ihre Brüste sind ihr peinlich. Ich bin diesbezüglich Spätentwickler, und Edie wird nie mehr als Spiegeleier haben. Jenny hat sogar Komplexe wegen ihrer Haut, weil sie so schnell rot wird. Und sie hasst ihre Sommersprossen und ihr kupferrotes Haar. Wahrscheinlich wäre sie am liebsten unsichtbar.

Daraus wird nichts, wenn sie das Kirschtomatenkleid anzieht. Der Designer heißt Pablo Dodo. Den Namen muss man sich nicht merken, denn wenn er weiter solchen Schrott produziert, wird es ihn nicht mehr lange geben. Er ist der Cousin von einem der Filmproduzenten, und nur deshalb hat er den Auftrag bekommen. Er hatte die Idee, aus Jenny einen »Traum in Rot« zu ma-

chen. Was zeigt, wie wenig Fantasie er hat. Mit ihrem Haar und ihrer Haut ist sie das schon von Natur aus.

Bei ihrem letzten Besuch im Atelier hat Jenny Pablo von ihrem Busenkomplex erzählt, und er hat versprochen, ihn zu kaschieren. Wenigstens das hat er hinbekommen. Ihre Brüste sind irgendwo unter dem wallenden purpurnen Chiffon versteckt, der am Schlüsselbein ansetzt und sich bis zur Mitte der Oberschenkel bauscht, wo das Kleid abrupt endet, als hätte es plötzlich weggemusst, und Jennys rosa-weiße Beine etwas verloren zurücklässt.

Mir fällt nichts ein, was ich sagen könnte, das passiert mir sonst nie, aber das hier ist eine ziemliche Herausforderung. Auch Edie beißt sich auf die Lippen.

Pablos Assistentin bereitet die letzte Anprobe vor. Ihr Mund ist voller Stecknadeln und sie fängt an, an dem Kleid herumzufummeln, wobei sie irgendwas von »fröhliche Farbe« murmelt.

»Wie findest du es, Nonie?«, fragt Jenny mich und schlüpft in ein Paar goldene Stilettos. Sie sieht nervös und unsicher aus (und würde sich hervorragend auf Rucola-Salat machen).

Ich lächele ermutigend, aber ich sage nichts. Wenn ich mir ihren Auftritt auf dem roten Teppich vorstelle, tut es weh.

Edie kann sich nicht beherrschen.

»Du siehst aus wie eine Kirschtomate«, platzt sie heraus. »In Stöckelschuhen.«

Ausgerechnet sie will Diplomatin werden.

Zehn Minuten später, nach allerhand Verrenkungen und Änderungen hinter einem alten verschlissenen Vorhang, kommt Jenny in Jeans und T-Shirt wieder heraus und wirkt völlig fertig.

Ich habe schon oft versucht ihr zu erklären, wie toll sie in abgeschnittenen Jeans und einem in der Taille geknoteten Hemd à la Marilyn aussehen würde, aber sie ist zu deprimiert, um mir zuzuhören.

Edie hat von mir einen bösen Blick kassiert, den sie mit einem Schulterzucken beantwortet. Sie glaubt an Ehrlichkeit unter Freundinnen. Weil sie zu sehr damit beschäftigt ist, hochintelligent zu sein, bemerkt sie die Konsequenzen nicht.

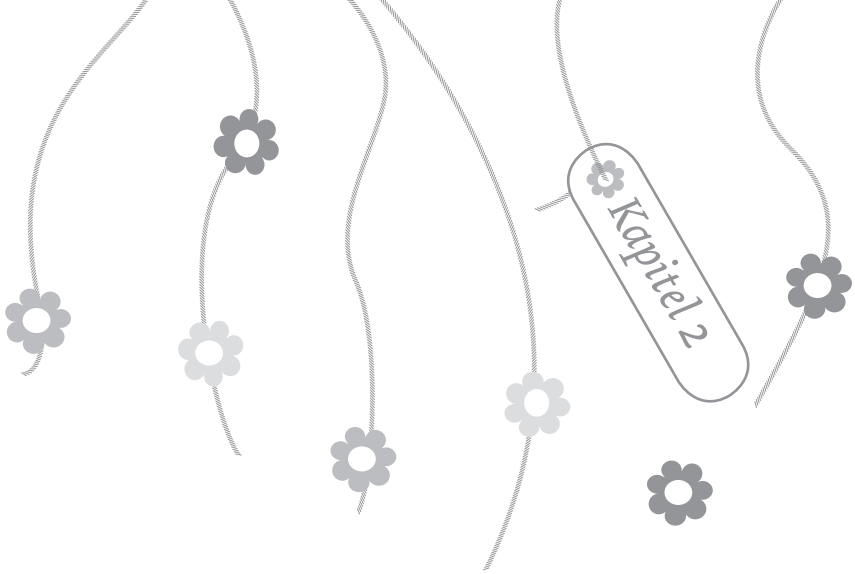
Ihretwegen müssen wir zur U-Bahn rennen, um wieder ans andere Ende von London zu kommen. Samstagnachmittags gibt Edie Kindern mit Lernschwächen ehrenamtlich Nachhilfe. In Edies Leben dreht sich alles darum, Extrapunkte für ihren Lebenslauf zu sammeln, weil sie sich in drei Jahren an der Harvard-Universität bewerben will. Anscheinend muss man in Harvard studiert haben, um zur UNO zu gehen. Reese Witherspoon war in *Natürlich blond* auch in Harvard. Ich erinnere mich vage, wie die Film-Reese für ihre Bewerbung ein Video von sich am Swimmingpool gedreht hat, und die Harvard-Professoren haben sie prompt aufgenommen. Bei Edie klingt es etwas komplizierter. Nicht nur, weil es in London so wenige Swimmingpools gibt.

In der Zwischenzeit habe ich versprochen, Jenny zu einem Smoothie im Victoria-&-Albert-Museum (»V&A«, für Freunde des Museums) einzuladen, das gleich bei uns um die Ecke ist. Das V&A ist der coolste Ort in London und es hat das schickste Café: mit wunderschönen alten Fliesen an den Wänden, riesigen Lampen, die wie Hüpfbälle aussehen, und den besten Smoothies, die ich im Lauf jahrelanger Marktforschung gekostet habe.

Es ist Jennys letzte Gelegenheit, etwas Normales zu unternehmen, bevor die Promotion-Tour für den Film richtig losgeht. Die

Londoner Premiere findet nächsten Samstag statt. Davor hat sie jede Menge Interviews, Fernseh- und Fototermine. Danach noch mehr Interviews. Dann fliegen sie nach New York, Los Angeles und Japan und alles geht von vorne los.

Pablo Dodo sagt, für die New Yorker Premiere hat er sich einen Traum in Rosa ausgedacht. Gnade uns Gott!



Auf dem Weg zur U-Bahn rufen ein paar Männer in speckigen Jeans und Jeansjacken von der anderen Straßenseite zu uns rüber.

»Hey, Flippie!«

»Besorg dir was zum Anziehen, Silberbein.«

Eddie legt schützend den Arm um mich, und Jenny hält meine Hand, aber ich bin das gewohnt. Und es macht mir eigentlich gar nichts aus. Würde ein umwerfend toller Modegott mein Outfit runtermachen, wäre ich vielleicht ein bisschen irritiert, aber von Typen, die von Kopf bis Fuß in Jeans stecken, brauche ich mich wirklich nicht verunsichern zu lassen.

Eddie versucht das Thema zu wechseln. Mit Betonung auf »versucht«.

»Du müsstest mal das Mädchen sehen, dem ich Nachhilfe gebe«, sagt sie. »Die zieht sich richtig ausgeflippt an. Sie hatte schon die verschiedensten Phasen, aber im Moment sind es

Tutus und Elfenflügel. Ich meine, Ballettröckchen an Fünfjährigen sind echt süß, aber sie ist zwölf. Und man weiß nie, in was sie als Nächstes aufkreuzt. Das heißt, falls sie überhaupt aufkreuzt. Die letzten beiden Male hat sie geschwänzt, und wenn sie diesmal wieder fehlt, kriegt sie Riesenärger mit der Schule.«

»Was machst du eigentlich mit ihr?«, fragt Jenny.

»Wir lesen. Sie ist Legasthenikerin. Ernsthafte Legasthenikerin. Ihr Gehirn ist für Rechtschreibung einfach nicht geschaffen. Letzte Woche haben wir uns eine Stunde lang mit dem Wort ›Stuhl‹ beschäftigt. Ich versuche ihr Lesestrategien beizubringen.«

Jenny und ich haben keine Ahnung, was Lesestrategien sind, aber wir fragen lieber nicht. Sonst würde uns Edie die ganze Fahrt damit zutexten.

Als wir in der U-Bahn sitzen, holt sie ein paar Bücher aus der Tasche und zeigt uns, womit sie das Mädchen diese Woche zum Lesen verführen will. Es sind lauter Geschichten von kleinen Kindern und Tieren, mit großen Buchstaben und kurzen Wörtern, keins mehr als zwei Silben lang. Dann zieht sie den Jane-Austen-Roman raus, den sie gerade liest, und vertieft sich darin. Wie ich sie kenne, ist sie bis heute Abend damit fertig.

Jenny und ich steigen in South Kensington aus und verabschieden uns von Edie. Zum V&A ist es ein kurzer Spaziergang durch die Frühsommersonne. Ich liebe das V&A. Die Gebäude sind groß und bunt und imposant und weitläufig. Man kann sich tagelang darin verlaufen. Wie immer nehmen wir den Weg durch die Kostümsammlung, damit ich meine Dosis modischer Inspiration inhalieren kann.

Voller Ehrfurcht bleibe ich vor einem Hochzeitskleid von John Galliano stehen, als Jenny nach meiner Hand greift und daran zerrt.

»Au!«

»Schau mal!«, flüstert sie so laut, dass sie genauso gut in ein Megafon schreien könnte.

»Was denn?«

Sie fängt zu kichern an. »Ich fürchte, Edie hat heute kein Glück.«

Ich folge ihrem Blick. Dort, vor meiner Lieblingsvitrine – in der eine bestickte Robe aus dem achtzehnten Jahrhundert ausgestellt ist –, sitzt ein kleines schwarzes Mädchen mit einer Schultasche und einem Notizblock und zeichnet fleißig. Dann sehe ich, was Jenny meint. Das Mädchen hat blaue Baumwolllatzhosen an, doch darüber trägt es ein riesiges rosa Tutu und an den Schultern ein Paar abgewetzte Elfenflügel. Auf dem Kopf hat sie eine himmelblaue Häkelbaskenmütze, die über und über mit bunten Perlen bestickt ist. London ist eine schrille Modestadt, aber dieses Outfit fällt sogar hier auf.

Das Mädchen ist so versunken, dass es uns gar nicht bemerkt.

»Sollen wir sie ansprechen?«, fragt Jenny.

Ich schüttele den Kopf. »Nicht unser Problem.«

»Aber Edie hat was von Riesenärger gesagt, wenn sie nicht hingeht.«

»Wir können doch nicht einfach zu einem wildfremden Mädchen gehen und ihm sagen, dass es zur Nachhilfe gehen soll. Sie hält uns für gaga.«

»Na ja, ganz normal ist sie ja auch nicht.«

Das fasse ich als persönliche Beleidigung auf. Ich vertrete die

Meinung, dass Menschen, die sich anders kleiden als die Masse, nicht in Schubladen gesteckt und verurteilt werden dürfen. Deshalb schnaube ich entrüstet und lasse Jenny stehen. Sie läuft mir hinterher.

»Tut mir leid, Nonie. Das war nicht so gemeint ... du weißt doch, was ich meine.«

Im Café trinken wir schweigend unsere Smoothies. Ich versuche, immer noch gekränkt zu wirken, aber ich habe ein schlechtes Gewissen. Wahrscheinlich hatte Jenny Recht. Das Mädchen bekommt Ärger und wir hätten sie wahrscheinlich davor bewahren können. Ich bin in solchen Dingen einfach nicht so anständig wie Jenny.

Jenny macht ein sorgenvolles Gesicht. Schließlich gebe ich nach und frage sie, was los ist.

»Ach, nichts ... Ich habe nur gerade an nächste Woche gedacht.«

Jetzt habe ich erst recht ein schlechtes Gewissen. Heute sollte der letzte fröhliche Freundinnentag für Jenny sein, bevor der Rummel mit den Interviews und Presseterminen losgeht und sie sich nur noch von ihrer besten Seite zeigen kann.

Viele vierzehnjährige Mädchen träumen davon, ein Hannah-Montana-Leben zu führen und neben Hollywoods heißestem Paar und dem grünäugigen, siebzehnjährigen, rattenscharfen Joe Yule (oder Joe so Cool, wie er von der Presse und sabbernden Fans genannt wird) auf dem roten Teppich zu stehen. Jenny nicht. Ihr graut es vor dem großen Auftritt, und wir machen es ihr auch nicht gerade leichter.

Wenigstens kommt ihr Vater mit und leistet ihr Gesellschaft.

Derselbe Vater, der ihre Mutter wegen seiner zweiten Geliebten und dritten Frau sitzenließ, als Jenny zwei war, und dann FÜNF JAHRE LANG ihre Existenz ignoriert hat. Andererseits ist er in letzter Zeit etwas netter gewesen, also geben wir ihm eine zweite Chance.

Trotz ihres Vaters, der früher mal ein wichtiger Theaterregisseur war, wollte Jenny Schauspielerin werden, seit sie vier war. Ihre Imitation von Simon Cowell aus der X-Factor-Jury, wenn er sich über einen Kandidaten aufregt, ist so komisch, dass es wehtut. Sie macht auch die Kandidaten nach, meistens einen alternen Breakdancer oder eine schüchterne graue Maus, die die hohen Töne nicht trifft. Wir müssen jedes Mal betteln, dass sie aufhört, damit wir wieder Luft bekommen.

Vor ein paar Jahren hat Jenny in der Schule die Hauptrolle im Musical *Annie* gespielt. Musicals und alles, was mit Theater zu tun hat, werden an unserer Schule ganz GROSSgeschrieben. Manche gehen direkt nach dem Abschluss auf die Schauspielerschule. Jenny war zwölf und spielte mit Leuten, die sechs Jahre älter waren als sie. Trotzdem war sie witziger, lauter und unterhaltsamer als alle anderen. Natürlich hat es geholfen, dass ihr die Rolle der niedlichen Rothaarigen mit der tollen Stimme auf den Leib geschrieben war, aber für so viel Applaus und Zugabe-Rufe braucht man auch Talent.

Am Ende stellte sich raus, dass unter den Eltern im Publikum eine Casting-Agentin aus der Filmbranche war. Und eh sie sich's versieht, ist Jenny in Hollywood und unterhält sich mit Hollywoods heißestem Paar am Pool von deren Strandvilla. Sie waren gerade auf der Suche nach einem Mädchen mit britischem Akzent für die Rolle von Joe Yules kleiner Schwester in einem neuen

Actionstreifen. *Kid Code*, die abenteuerliche Geschichte eines Londoner Jungen, der Hieroglyphen lesen kann. *Die Mumie* trifft auf *Jäger des verlorenen Schatzes*, mit einem Teenagerhelden und seinen unfassbar schönen Eltern (ratet, wer die spielt).

Und so ging Jenny nach Hollywood, drehte überall auf der Welt, jagte Fieslinge, wurde von Fieslingen gejagt und führte witzige Dialoge mit Joe so Cool. Was man mit dreizehn eben so macht.

Das Problem war, dass keiner daran dachte, sie auf die Arbeit vor der Kamera vorzubereiten. Davon erzählte sie mir in langen E-Mails, die sie nachts nach hektischen Drehtagen schrieb. Es war kaum Zeit für Proben. Sie sollte einfach ihren Text auswendig lernen und dann rausgehen und ihn aufsagen. Ständig warf man ihr vor, sie dürfe *nicht schauspielern*. Alles, was sie gelernt hatte – dass man für die Bühne übertreiben muss –, sollte sie für den Film wieder verlernen. Vor der Kamera muss man *untertreiben*. Wenn der Regisseur sagte, sie soll mit den Augen spielen, sprang er anschließend frustriert im Dreieck und schrie sie an, sie würde ihn »FERTIGMACHEN MIT IHRER UNAUFHÖRLICHEN AUGAPFELROLLEREI«.

Und wenn sie nicht vor der Kamera stand, kam sie um vor Langeweile wegen der stundenlangen Warterei, sagte sie. Man kann nur begrenzt Sudokus lösen und Mario-Karts spielen, bevor man sich fragt, ob einem das Gehirn wegschmilzt.

Ich glaube nicht, dass Jenny nur einen einzigen Tag am Set richtig glücklich gewesen ist. Und jetzt, wo die Dreharbeiten zu Ende sind, muss sie jedem Journalisten erzählen, wie toll und was für eine große Ehre es war, mit so vielen berühmten Schauspielern zu arbeiten, und wie sehr sie sich darauf freut, dass der Film endlich rauskommt.

Um sie aufzumuntern, schiebe ich meinen Smoothie zur Seite und lüge, dass sich die Balken biegen, indem ich ihr versichere, dass sie in dem Kleid supertoll aussehen wird, wenn ihre Haare erst mal gemacht sind und sie richtig geschminkt ist und so weiter. Sie glaubt mir beinah.

Dann überrede ich sie, ein paar hoffnungsvolle neue X-Factor-Kandidaten zu imitieren. Zuerst weigert sie sich, aber sie kann nicht anders und macht sofort einen minderjährigen Möchtegern-Tenor nach, und ich breche vor Lachen unter dem Tisch zusammen. Die Leute um uns rum werfen uns böse Blicke zu, und wir beschließen, dass es Zeit ist zu gehen.

Auf dem Rückweg durch die Kostümsammlung ist das Mädchen im Tutu verschwunden.